

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 12

Artikel: Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]
Autor: Laedrach, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

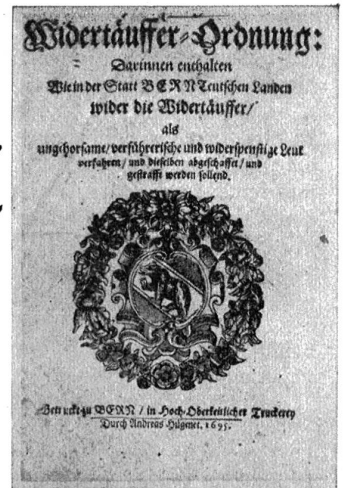


Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

10

Zwar verstanden die meisten nicht, was er sprach; aber die Güte und das Mitleid schauten aus seinen blauen Augen, daß ihm ohne viel Worte das Zutrauen der ganzen Spinnstube entgegenflog.

„Das ist der Herr Kunkel“, sagte sein Begleiter und Uebersetzer, der Krämer Wagner von der Keflergasse, „der holländische Gesandte, der nimmt Briefe mit und richtet Grüße aus an eure Leute daheim oder an Flüchtlinge in der Pfalz oder wo sie auch seien.

Wer etwas ausrichten lassen will, soll es jetzt sagen.“

Der Gesandte sah mit klaren Augen auf den Wollenberg, die Räder, das Garn, die ärmlichen Britschen, die dünnen Decken und allen Schwestern und Mütterlein voll warmer Teilnahme auf den Grund der schon bald erdentrickten Seele.

„Was kann ich tun für Euch“, fragte er Frau Anna.

„Könnt Ihr uns eine Bibel bringen und den Ausbund? hier könnten wir einander doch vielleicht etwas vorlesen.“

„Das kann ich“, und er schrieb ein paar Worte in seinen Kalender.

„Schickt Ihr einen Gruß an Eure Leute?“

Frau Annas dunkle Augen glänzten feucht. „Ja, an den Vater und an die Kinder und an den Lehrer Zedi, wenn er noch lebt.“

„Und sie sollen Euch den Winterrock herschicken“, sagte der Gesandte, „und ein paar Birnenschnitz dazu“, fügte der Herr Wagner bei, der mit Geld und guten Worten den Einlaß hierher bewirkt hatte.

„Wäre das möglich?“

„Und für mich auch?“

„Und für mich?“ „und für mich?“ „und für mich?“

„Allen wollen wir helfen, was wir können; aber jetzt der Reihe nach, jede gibt den Namen an und wo sie wohnt und was sie daheim sagen lassen will.“

„Daheim?“, hieß es bei vielen, „ich bin nirgends mehr daheim!“

Wie ein fremder, schöner Vogel in einem Garten auftaucht und wieder verschwindet, so erschien den Schwestern der Besuch des Holländers. Er blieb nicht lange, er wollte möglichst zu allen und wollte auch möglichst unbemerkt kommen und gehen.

Mit den Fingern auf den geschlossenen Mund deutend, verschwand er unter der Türe, und seine Schritte verhallten auf den Steinfliesen des durch eine schwere Türe verschlossenen Ganges.

„Aber kann der etwas tun für uns?“, zweifelten nach seinem Weggange viele, „was will er ausrichten gegen die gestrenge Obrigkeit, die unsere Türme und Gefangenschaften abschließt?“

„Er muß mehr können als andere Leute, schon daß er hier hereinkam, beweist es“, sagte Frau Anna, und sie bekam recht.

Schon am folgenden Tage erschienen in einem Wollensack ein paar Bücher, aus denen die alten bekannten Lieder gesungen wurden, und eine Bibel lag auf einem Fensterbrett. Auf geheimnisvolle Weise gab es einen Käse in der Stube, und o Wunder, die Katharina Galli, die in der Nähe von Grobshöfletten daheim war, erhielt schon nach drei Tagen Kleider von zu Hause und einen Brief von ihrer Tochter. Nach und nach aber erhielten alle Bericht, soweit sie überhaupt noch Angehörige im Lande hatten, die etwas nach ihnen fragten. Die Briefe wurden am Sonntage gelesen, wo die Arbeit ruhte, wo man auch schlafen durfte bis um sechs Uhr und nicht schon um vier wach geläutet wurde.

„Du, Anna“, fragte an einem Sonntag die Katharina Galli, „du, Anna, warest du immer in unserer Gemeinde? Es scheint mir, du mühtest immer dabei gewesen sein, du bist so ruhig.“

„Ja, freilich, schon mein Vater gehörte dazu und auch schon der Großvater, so lange wir zurück wußten, waren wir immer bei der Täufergemeinde.“

„Und du, bist du auch von kleinauf dabei?“

„Ja“, sagte die Käthi Galli, „ich war immer dabei; aber mein Vater nicht; der ist erst nach dem Bauernkrieg dazu gekommen.“

Weißt du, er durfte sich nach dem Kriege nicht mehr in der Kirche zeigen und hätte doch so gerne Gottes Wort gehört. Da trat er in die Täufergemeinde und hat uns Kinder auch alle dazu genommen.“

„Warum durfte er denn nicht mehr in die Kirche?“, fragte die engbrüstige Näherin.

„Weil man in der Kirche die Kappe abziehen muß, und weil dann alle Leute auf ihn schauten.“

„Ach, gehörte der auch zu den Armen“, bedauerte Frau Anna, „ich besinne mich, in unsere Versammlung kamen früher auch ein paar solche; aber sie sind schon lange Zeit begraben.“

„Was waren denn das für Leute?“ wollte jetzt die Luzia Wymann wissen.

„Das waren Männer, denen die Obrigkeit nach dem Bauernkrieg zur Strafe die Ohren schlichte oder auch ganz abschneitt.“

„Und das Heim wegnahm“, ergänzte die Käthi Galli. „Wir mußten auch alle fort, und es wollte uns die längste Zeit niemand aufnehmen, bis wir auf einen Täuferhof kamen. Bei den Brüdern konnte mein Vater endlich wieder aufatmen, und in der Versammlung schaute ihm niemand auf die Ohren.“

Aber dann wurde er vertrieben, er ging ins Elsaß, doch lebt er wohl schon lange nicht mehr.“

„Warum bist du in die Täufergemeinde gekommen?“ fragte die Käthi die Weberin von Grobshöchstetten.

„Weil es hier am schönsten ist“, sagte diese. „Ja, und wenn sie uns hier gar nichts mehr zu essen gäben, so wollte ich doch dabei sein, bei allen Brüdern und Schwestern, wo kein Falsch ist und keines dem andern weh tut; und wenn es hier mit unserer Reise zu Ende geht, so finden wir uns droben wieder zusammen in der ewigen Herrlichkeit!“

Die Weberin schaute verklärt drein; der Schritt, den sie noch zu tun hatte, schien ihr nicht mehr weit.

„Es ist wahr, es ist in unserer Gemeinde am schönsten“, bestätigte die Barbara Grumbacher. „Bevor ich dabei war, lebte ich in einer ewigen Angst.“

O, ich weiß, was das bedeutet: In der Welt habt ihr Angst!

Mein Mann selig, ich weiß nicht, ob er noch lebt; aber da ich schon bald sechs Jahre nichts mehr von ihm gehört habe, so muß ich denken, er sei mir in der Pfalz unten voran gegangen; mein Mann selig hatte den Hof zu teuer gekauft und brachte das Geld für den Zins nicht mehr auf.

Die Herren in Bern, die das Geld auf dem Hofe hatten, verstanden keinen Spaß, und der Landschreiber und der Weibel waren in einem fort vor der Türe und mahnten und pfändeten, und ich wußte nie, wo aus und ein.

Da suchte ich Hilfe beim Pfarrer; aber weil wir arm waren, konnte ich lange am Pfarrhaus anklopfen, der Pfarrer war für die Reichen, versuchte ihren Wein, und wenn einer einen Hahn in ein Weinfäß schlagen wollte, so mußte der Pfarrer dabei sein, das verstand keiner besser als er, und kein Tropfen ging ihm verloren.

Wenn aber eine arme Frau Trost suchen mußte, so fand sie ihn bei den Lehrern der Täufer, und die halfen auch uns, und dann wurde uns wohl. Aber bald darauf wurde mein Hans vertrieben, und jetzt, wo es uns endlich besser gegangen wäre, mußte ich hierher in die Gefangenschaft.“

„Wie lange bist du schon da?“

„Es sind jetzt achtunddreißig Wochen.“

„Erst! Ich bin schon neunundneunzig Wochen bald hier, bald dort in einem Turm. Hier im Spital ist es noch schön, gegen die Gefangenschaften, die ich schon durchgemacht habe!“

„Nein, ich will auch nicht klagen, Gott weiß, wozu alles gut ist und was unsere Peiniger tun müssen, um uns zu säubern!“

Draußen rieselte der Schnee in großen Flocken herunter und legte eine weiße Decke über die Straßen und Dächer, daß kein Mensch geglaubt hätte, wieviel Schmerz und Leid schon durch die weißen Straßen gezogen und wieviel Kummer und Not unter den schmalen Hausdächern zugedeckt wäre.

Auf der andern Hofseite des Spitals waren zur selben Stunde die Gespräche in einer Männerstube schon längst verstummt. Einige Täuferbrüder schauten halbwach in das Schneetreiben hinaus und dachten an die winterlichen Berge im Emmental und an die weißen, freien Wälder, in denen sie einst gearbeitet, an Frau und Kinder daheim oder im Grab, an die weite Welt draußen, die Platz für alle hätte, wenn ihn nicht die einen den andern wegnähmen; an den letzten Weg, wo alle wieder zusammen kämen, und den man leichter ginge, wenn man ihn niemandem mit Dornen bestreut hatte.

In einer Stubenecke saß Peter Hertig auf einem harten Stuhl. Seit des holländischen Gesandten Besuch gab es auch hier Bücher, ja, es gab Tinte und Feder und Papier, und am heutigen stillen Adventsontag hatte Peter einen weißen Bogen vor sich.

Schon seit Stunden schaute er ihn an und sah auf dem weißen Blatt sein ganzes Leben vorbei ziehen.

Wie war er einst kühn ausgerückt, in Frankreich das Glück zu erlangen, und wie klein war er heimgekommen; alles war ihm Schabab gegangen, bis er endlich gemerkt, daß man gering und klein werden mußte, um das wahre Glück zu finden, klein wie das schöne Blümlein, das vor vielen Jahren in Mutters

Garten wuchs, und das seiner Hinfalligkeit wegen den seltsamen Namen Schabab bekommen hatte.

Und plötzlich formten sich seine Gedanken zu Versen, und die Feder begann auf dem rauhen Papier zu kriechen.

Schabab, das ist ein Blümlein klein,
Wuchs einst in Mutters Garten;
Doch raubt der Wind die Blättlein fein,
Die blutig roten, zarten.
Schabab bin auch ich in der Welt,
Verstoßen auf die Straßen;
Auf Gott mein Hoffnung ist gestellt,
Der wird mich nicht verlassen.

Bers um Bers floß ihm aus der Feder, und alles Schwere, das auf seinem Herzen lastete, floß mit der Tinte auf das Papier, und es wurde ihm leichter und leichter, und der Sonntag verrann, er wußte nicht wie.

Schabab will ich viel lieber sein
Dann daß ich sollt verlassen
Was mir mein Gott im Herzen mein,
Im Glauben gibt zu fassen.
Wann schon die Welt
Mich gefangen hält,
Was ist daran gelegen?
Ein kleine Zeit, ist nimmer weit,
Wird Gott sein Reich mir geben.

Und endlich gelang ihm die letzte Strophe:

Der dieses Liedlein neu hat gemacht,
Zum ersten hat gesungen,
Der lag zu Bern in Gefangenschaft
An einer Kette bunden.
An einem Sonntag nachmittag
Hub er es an zu singen
Und um fünf Uhren es vollendt,
Zu Gottes Ehr soll's klingen.
Amen.

Peter Hertig, Bern 1709.

Er las das Lied durch und noch einmal durch, und endlich begann er es abzuschreiben, und als er es abgeschrieben hatte, nahm er einen neuen Bogen und schrieb darauf:

Liebes Breneli,

Wenn es nicht Gottes Wille ist, daß ich dich wiedersehen soll, so nimm dies Liedlein zum Andenken an deinen treuen Peter, der in Bern in der Gefangenschaft in Treuen dein gedenket.

Wenn der Holländer wieder käme, oder wenn sich sonst eine Gelegenheit geben würde, so wollte er Lied und Brieflein ins Emmental schicken.

F l u c h t.

Die Schneehaufen im Spitalgarten wurden täglich kleiner, und die Sonne schien alle Tage um Handbreite tiefer in den Hof herein; und wie kleiner die Schneehaufen wurden, und wie höher die Sonne stieg, umso bestimmter wurde das Gerücht in den Spinnstuben des Spitals:

Es gibt Auszug von hier.

Wohin?

Weit fort, in ein warmes, fremdes Land.

Niemand wußte etwas, und doch sprachen alle davon. Die Wärter schwiegen vor den Gefangenen; aber untereinander redeten sie darüber, und wenn der Wind wehte und die Fenster offen standen, so drang ein verlorenes Wort wie ein verwehtes Blatt da oder dort zum Fenster herein, und was ein Täufer erhaschte, das wußten bald alle.

Im Februar war es kein Geheimnis mehr, daß unten an der Mure im Marzili ein großes Schiff im Bau sei, bestimmt, die Gefangenen alle fortzuführen.

Es gab einige wenige Täufer, die sich auf die Reise freuten; das waren die jüngeren, die allein standen und keine näheren Angehörigen hatten, diejenigen, die trotz der langen Gefangenschaft noch ein Restlein Kraft verspürten und sich auf die Arbeit freuten; denn in Amerika war Arbeit für alle vorhanden, und Arbeit in der Freiheit.

Die meisten aber bangten davor, nur im geheimen freilich und in den Träumen der Nacht.

Bis jetzt hatte immer noch die Hoffnung gelebt, die Angehörigen noch einmal wiederzusehen, damit war es jetzt vorbei. Ging die Fahrt übers Meer, so gab's auf der Welt kein Wiedersehen mehr, und bedrückt schauten die bleichen und abgemagerten Gestalten in die länger werdenden Vorfrühlingsstage hinaus.

Eines Nachts träumte Frau Anna vom Kleearten. Sie sah das Haus am Waldrand, sie sah den Vater vor der Haustür, die Buben mit den jungen Schafen, Breneli in der Küchenschürze beim Brunnen. Sie wollte zu ihnen; aber sie konnte nicht. Sie rief: „Vater, komm hilf mir!“

Der Vater sprang auf. „Die Mutter!“, rief er freudig, „bist du wieder da?“

Aber dann war sie plötzlich nicht mehr daheim im Emmental, sondern wieder auf der harten Pritsche in der Spinnstube der Insel, und alle Türen verschlossen.

Da rief plötzlich die Stimme des Lehrers Zedi im Inselhof: „In drei Tagen ist die Tür offen, dann kommst du heim.“

Sie erwachte vor dem Ruf dieser Stimme und schaute sich um.

Die andern Frauen lagen da wie sonst, einige zogen den pfeifenden Atem, die Weberin von Höchstetten betete halblaut. Niemand hatte die Stimme gehört.

Frau Anna lag schlaflos bis zum Morgengrauen, die Stimme klang ihr immer noch im Ohr, sie klang ihr nach den ganzen Tag, sie übertönte das Schnurren der Spinnräder.

In der nächsten Nacht glaubte sie immer wieder, die Worte zu vernehmen. Sie lag auf den Ellbogen, um sicher zu sein, ob etwas Wahres daran sei; aber endlich schlief sie doch einen unruhigen Schlaf. Da hörte sie plötzlich wieder die Stimme des Lehrers:

„Uebermorgen ist die Tür offen, dann geh heim!“

Sie griff sich an das klopfende Herz und sprang zu dem vergitterten Fenster. Der Hof lag totenstill im bleichen Mondlicht, und kein Mensch war zu sehen. In der Spinnstube aber war es wie jede Nacht; es stöhnte, es seufzte, Atemzüge rasselten, leise beteten die Schlaflosen.

Frau Anna betete auch, bis um vier Uhr mit dem Glockenzeichen die Arbeit wiederbegann.

Der Märztag wurde warm, Frühlingsmüdigkeit lähmte die Glieder. Mürrisch brachten die Inselknechte Wasser und Brot und holten das gesponnene Garn. Durch das Bitter aber strahlte ein Tag wiedererstandener Frühlingswelt, „und übermorgen ist die Tür offen!“, fauste es in Frau Annas Ohren.

„Wie wird mir sein? Werde ich es noch einmal hören? Dann wird's wahr sein!“

In der dritten Nacht wollte Frau Anna nicht schlafen, um wach zu sein und fragen zu können und mehr zu vernehmen, wenn der Ruf wiederkäme. Aber gegen Mitternacht fiel sie auf das harte Lager, von der Müdigkeit überwältigt.

Plötzlich aber tönte es wieder in ihr Ohr: „Am Mittag ist die Tür offen, geh heim!“

Wie sie auffuhr, war wieder niemand zu sehen. Sie mochte kaum warten bis es vier Uhr läutete und das Tagewerk begann, eintönig und mühselig, wie immer.

In ihrem Herzen aber glühte ein Freudenfunklein: Heute geht es heim! Sollte sie von den andern Abschied nehmen? Die würden sie nur auslachen oder gar mit ihrem Aufpassen die Abreise verhindern!

Doch nein! Die Tür würde einfach offen sein, und unschön wäre es, ohne ein Abschiedswort die Schwestern zu verlassen.

Sie machte also kein Geheimnis daraus und sagte es allen:

„Heute gehe ich heim, der Vater hat mir gerufen; ich muß euch allein lassen und muß heute geh'n. Ich weiß nicht, wo wir uns wiederseh'n!“

Die Schwestern lächelten. Sie hatten keinen Grund zu zweifeln. Die Welt, in der sie alle lebten, war trotz der Gefangenschaft ohne Grenzen und ohne Beschränkung. Warum sollte es nicht sein? Doch mochte der Ruf wohl eher zur Heimkehr nach den goldenen Gassen vorbereiten, und das erwarteten sie ja alle. Warum sollte nicht Frau Anna die erste sein?

Zwar waren einige der Schwestern kraftloser und lagen schon seit Wochen auf den harten Pritschen, stets gewärtig des Abschieds von der Welt; aber was wußte man von Zeit und Stunde?

Man fügte sich dem Rufe, der erging; und Frau Anna war gerufen worden und nahm Abschied und umarmte und küßte die Leidensgefährten und erhielt Aufträge und Grüße an die Borangegangenen.

Als endlich der Mittagschuh von der großen Schanze ertönte und die Mittagsglocke läutete, stand sie auf von ihrem Spinnrad, öffnete die Tür und trat in den Gang hinaus, während die Schwestern, scheu vor dem, was ihrer draußen wartete, ängstlich in der Spinnstube zurückblieben.

Gefast schritt die Abgerufene durch den langen Gang. Dort drüben war die Tür; kein Zweifel stieg ihr auf, sie mußte offen sein. Und richtig, sie war's. Der Riegel freilich war gestoßen, da aber die Tür nicht im Schlosse lag, ging er ins Leere.

Sie trat hinaus, huschte ungesehen die Treppe hinab in den Hof, durch den Hof zum Toreingang. Das Tor war nur angelehnt und kein Mensch zu sehen. Sie trat auf die Straße, die lag voller Sonne, ein Fink jubelte auf einer Dachrinne, ganz oben an der Gasse schritten zwei Männer vorüber.

Frau Anna schaute sich nicht um, sie wandte sich abwärts, dem Graben zu, und nach wenigen Augenblicken stand sie vor dem Marzilitor, das ihr seinen breiten Schatten entgegen warf und durch den Torbogen eine Fülle von Licht und Freiheitsahnung hereinließ.

„Komm, schau geschwind“, rief eine Stimme aus der Wachtstube heraus, und darauf trat der Wächter, mit der Linken sich die Augen reibend, in den Turm hinein, und Frau Anna huschte hinter ihm zur Stadt hinaus, den Rain hinab, frei.

In der Tiefe rauschte die Aare, drüben reckte sich ein Berg. Plötzlich wußte sie, das ist der Gurten, dort oben wohnt die Magdalena, die den Lehrer Zedi beherbergt. Dort hin mußte sie, die würde ihr den Heimweg weisen können, und unbeirrt folgte sie der Straße, die zum Strom hinab führte. Dem Strome aufwärts nachgehend, würde sie den Berg wohl erreichen.

Zwei Frauen begegneten ihr und schauten ihr erstaunt nach. „Eine Täuferin?“, dachten sie verwundert; aber da sie ungehindert aus dem Stadttor getreten war, mußte sie das Recht zum Ausgang haben.

Da unten lag eine Häusergruppe, dort drüben sah man auch die Schiffländte mit Zimmerleuten und Flößern.

Vielleicht war es besser, denen auszuweichen. Da stand auch noch ein alter Turm, Türme gefielen ihr nicht; war es wohl gar der Folterturm?

Es schauderte ihr, und sie schlug rechts einen Feldweg ein, der dem Berghang entlang führte.

Schon lag die Stadt weit hinter ihr, das Herz klopfte, die Augen waren geblendet in der ungewohnten Sonne. Wurde sie wohl gesucht? Wenn jetzt jemand käme und sie anhalten wollte, sie hätte nicht mehr die Kraft zum Fliehen!

Doch dort drüben war eine Mühle, das Wasser rauschte, die Gänge klapperten, vor dem stattlichen Hause dehnte sich ein Garten, umgeben von einem dichten Buchsag.

Sie wußte nicht, wer ihr befahl, hier unterzuschlüpfen, zu ruhen, bis das Herz ruhiger ging, die Leute, die ihr entgegenkamen vorbei waren. Sie umschritt den Garten, daß sie eine

Wiese mit den ersten Maßliebchen und Schneeglöckchen vor sich, den dichten Hag hinter sich hatte, sie setzte sich dort zu einer Kaze an die Sonne, von niemandem beobachtet.

Dort blieb sie, bis es zu dunkeln begann und wanderte dann dem Gurten zu. Sie erreichte ein kleines Dörfchen, wo sich der Weg teilte. Unschlüssig stand sie da, sich rechts und links umsehend.

Ein Hund schlug an, ein Mann trat zum Hause heraus, schaute sie an und sagte nur: „Du willst wohl zur Magdalena Gurtner, da hinauf.“ Er wies sie die Dorfstraße hinauf, „und dann links durch den Wald“.

Sie dankte und ging. Die wenigen Häuser lagen hinter ihr, ein steiles Tälchen nahm sie auf, ein Bächlein sprudelte herunter. Der Wald begann, und jetzt war sie wohl gerettet.

Der Mond leuchtete und zeigte ihr unweit von Weg und Waldeingang eine Höhle, in der vor Zeiten ein Waldbruder gehaust haben mochte. Sie trat ein und ruhte wieder ein wenig aus.

Sie kannte sich nicht wieder, wie müde wurde sie von den wenigen Schritten, wie eng war die Brust geworden in der langen Gefangenschaft!

Sie sank aufs Laub, das trocken und dicht hier angehäuft war, sie schlief und träumte von Mann und Kindern.

Plötzlich läutete es und sie fuhr ängstlich auf. Das war ja die Morgenglocke von Bern. War sie noch nicht weiter gekommen? War sie immer noch in der gefährlichen Stadt?

Sie kam bald wieder zu sich und fand sich zurecht; am Bächlein trank sie eine Handvoll Wasser, wusch sich Gesicht und Hände. Wie erfrischte das kalte Wasser, wie anders als das gestandene in den schmutzigen Krügen. Sie pflückte ein Schlüsselblümchen und stieg den Berg hinauf, weiter, immer weiter!

Waldwiesen öffneten und schlossen sich, Rehe kreuzten scheu ihren Weg, mühsam kam sie höher und höher, und endlich war sie vor einem kleinen Dörflein, wo der Morgenrauch unter den Dächern hervorstieg, wo sich Knechte am Brunnen wuschen, wo Kühe in den Ställen brüllten und auf ihr Futter warteten.

„Wohnt hier die Magdalena Gurtner?“, fragte sie eine Jungfer, die mit einem Kessel zum Brunnen trat und vor ihr wie vor einem Geiste erschraf. Wortlos wies sie nach einem kleinen Häuschen, das erhöht am Hange lag.

Ohne langes Besinnen klopfte Frau Anna dort an.

Eine alte Frau öffnete. „Du willst zur Magdalena“, sagte sie, „komm.“ Sie führte den Gast eine Treppe hinauf in eine Kammer, deren Fenster weit übers Land bis zu den Bergen schauten. „Hier ist sie, und du wirst auch etwas essen mögen, ich bringe dir gleich.“

Hier lag die Neunzigjährige in ihrem Bett, es war nichts mehr an ihr als noch der Blick der großen, tiefen Augen.

„Der Bruder Zedi hat mir von dir erzählt“, begann Frau Anna.

Verstehend blickte die Greisin auf sie.

„Du warst in Bern in der Gefangenschaft?“

Anna nickte.

„Freigelassen?“

„Ja, der Bruder Zedi rief mir in der Nacht, die Tür sei offen; dann war es so und ich ging. Als ich den Berg sah, da kamst du mir in den Sinn, und ich dachte, du sagtest mir schon, wohin ich gehen müsse, um wieder heimzukommen. Ich kenne hier weder Weg noch Steg, ich wohne auf der anderen Seite der Aare.“

Die Greisin drückte Frau Anna die Hand. „Bleib ein paar Tage da; so kannst du nicht fort! Wie siehst du aus! Schlimmer als ich, da ich von der Folter kam. Warest du bei denen, die nur Wasser und Brot bekamen?“

„Ja“, sagte Anna.

„Nun er sie nicht mehr hinzurichten wagt, will der Schult heiß unsere Brüder und Schwestern verhungern lassen, und es gerät ihm. Aber sein Geschlecht wird aussterben, und seine Nachkommen werden seine Reichtümer verlieren.“

„Aber du bist ihm entwischt?“ Sie lächelte, doch nur mit den tiefen Augen.

„Die Sohnesfrau bringt dir jetzt Milch und Brot.“

Eben kam diese zur Türe herein und schenkte ein.

Frau Anna trank die Milch schluckweise, dann wurden ihr die Augen feucht; aber weinen konnte sie nicht, sie hatte keine Tränen mehr.

„Wie lange hast du nichts Warmes mehr gehabt?“

„Seit der letzten Heuernte.“

„So nimm jetzt; aber langsam, ganz langsam, es ist sonst nicht gut. Ich weiß, wie ich es hatte, als ich im Turm war; doch hat man uns damals zu essen gegeben, weil man uns soltern wollte. Du hieltest es nicht mehr aus!“

Sind keine Brüder und Schwestern im Gefängnis untreu geworden?“

„Kein einziger und keine!“

„Gott sei gelobt, dann hat unsere Gemeinde noch Kraft und wird nicht untergehen in allen Verfolgungen.“

Mich haben sie hier oben vergessen. Vielleicht weil ich seit siebenzig Jahren nicht mehr gehen kann und weil niemand glaubt, daß hier, so nahe bei der Stadt, daß man alle Glocken, ja sogar die Stunden nachschlagen hören kann, noch Taufgesinnte zu mir kämen. Es kommen aber doch“, lächelte sie, „der Lehrer Zedi ist oft bei mir gewesen.“

Jetzt ist er aber schon lange nicht mehr gekommen; er war bei dir daheim versteckt und krank, doch jetzt kommst du bald wieder mit ihm zusammen daheim in deinem Gärtlein! Dort werdet ihr euch wieder sehen!“

Frau Anna sann über die merkwürdigen Worte nach, doch fielen ihr die Augen zu.

„Komm zu mir ins Bett“, befahl die Alte. „hier störst du niemanden und kannst ruhig schlafen. Die Profossen schauen hier auch nicht nach, wenn sie dich suchen sollten. Sie schämen sich, zu mir zu treten, die von ihren Großvätern gelähmt wurde.“

Hier lagen nun die beiden Dulderinnen. Frau Anna schlief bald ein und trank warme Milch, wenn sie aus unruhigem Schlaf erwachte. Tief sog sie die frische Bergluft ein, wenn sie zum Fenster hinaus nach den blauen Emmentalerbergen hinüber schaute.

Aber die Speisen, die sie genoß, nährten sie nicht und stärkten sie nicht, ihre Kraft kehrte nicht zurück. Zweifelsnd blickte sie hinüber nach den waldigen Hügeln, hinter denen ihre Leute wohnten, sie wagte kaum zu glauben, ihre Lieben noch einmal sehen zu können. Aber dann tröstete die Magdalena:

„Geduld, ich mußte auch dort durch; ich war auch schwach und bin doch wieder kräftig geworden, die geschändeten Arme und Füße freilich wurden nie mehr gut. Doch deine Glieder sind ja noch ganz. Wart ein wenig, und du kehrt wieder heim, nicht wie ein rasches Reh, aber doch wie ein alter Schiffer, der die Aare hinauf fährt. Wer sich nicht gebeugt hat vor der Welt, und wer den Glauben seiner Väter nicht abgeschworen, kehrt aufrecht heim, und wären ihm seine Glieder tausendmal geschändet worden.“

Dann schauten die beiden Schwestern aus dem hohen Fenster ihres Gemaches wieder nachdenkend ins Land hinaus.

Ein Schiff fährt die Aare hinab,
eine Täuferin kehrt heim, und ein Landvogt
rät zur Milde.

Acht Tage später brachte der Großsohn der Magdalena den Bericht von der Stadt herauf: Das Schiff ist bereit, morgen früh fahren sie ab.

Frau Anna zog tief den Atem. Jetzt wurden die fortgeführt, die so lange mit ihr gelitten hatten, und sie war nicht dabei. Gerettet? Jetzt durfe sie wagen, heimzukehren; nun das Schiff fort, würde sie kaum noch gesucht werden.

Die Greisin aber sagte zu ihrem Enkel: „Geh, schau, ob du den Abreisenden noch etwas Gutes tun kannst; nimm dürre Birnen mit und verteile sie, nimm gefottene Eier mit und ver-

teile sie. Was du einem dieser Geringsten tust, das hast du mir getan! Und wer dir im geheimen einen Brief gibt, dem nimm ihn ab."

Der Großsohn versprach, dies alles zu tun.

Am andern Morgen, es war ein heller Märztag, standen die Berner in Scharen an der Schiffslände im Marzili.

Das Schiff lag bereit, der Schiffer und seine Knechte unterfuchten zum letztenmal die Ruder und Stachel und Ketten und trugen Fässer mit Lebensmitteln hinein.

Jetzt kam vom Marzilitor herab ein seltsamer Zug, die Täufer aus der Insel und dem obern Spital, auch noch einige aus den Gefängnistürmen. Voran die Frauen, zwei und zwei zusammengekettet, bleich und eingefallen, lahm und krank. Zwölf kamen zu Fuß, die dreizehnte wurde auf einer Bahre herabgetragen, sie hatte die Gicht und konnte nicht mehr gehen.

Dann kamen die gefesselten Männer, einige mit Eisengüßeln, die sie an den Füßen nachschleppten, das waren die Lehrer und Zeugnisgeber, die den Winter, in Ketten geschmiedet, in den kalten Türmen zugebracht hatten. Sie gingen mühsam und stützten einander, zwei oder drei wurden von Profossen geführt, weil sie sonst nicht vorwärts gekommen wären.

Die Herren der Täuferkammer waren alle erschienen und schauten zu. Der Präsident, der Herr von Dießbach, sagte plötzlich zum Waisenhauspfarrer Gryph, der spöttisch auf die Glenden herab sah: „Kommt dort nicht der Herr Schultheiß Willading selber?"

„Doch, er ist's, und der Herr Ritter bei ihm, der die Reise mitmacht; er wird auch sehen wollen, wie die Pest endlich zum Lande hinaus fährt!"

„Wieviele habt Ihr im ganzen?“, fragte der Schultheiß sachlich, aber seinen Mundwinkeln sah man die Freude deutlich an, die er verspürte.

„Es sind sechsundfünfzig, Herr Schultheiß.“

„Ist denn nicht alles drauf, was eingesperrt war?“ fragte er verwundert. „Kürzlich hieß es doch, es seien neunundfünfzig Gefangene.“

„Doch, alles was wir haben“, lachte Gryph, „aber eine Frau ist seit ein paar Tagen verschwunden, kein Mensch weiß, wohin. Sie soll zum Marzilitor hinaus und davon sein, aber die Stadtwache weiß von nichts; einfach ein Rätsel. Zwei Männer sind gestorben, einer vor vier Tagen, der andere liegt noch im Dittlingerturm.“

Eigentlich hätte man den auch aufs Schiff bringen sollen!"

„Nur das nicht“, wehrte Herr Ritter erschrocken; „die Lebendigen sehen ja wie Leichen aus! Ich fürchte, ich bringe sie nicht nach Amerika hinüber; die Stadt hat mir etwas Schönes eingebrockt!"

„Einverstanden, Herr Ritter, ich glaube auch, daß es besser wäre, allen die Köpfe abzuschlagen und Euch mit diesem Transporte zu verschonen! Die vielen Leute, die gekommen sind, hätten alle Freude an dem Spektakel!"

Jetzt wurden die Armen herbeigeführt und auf die drei langen Bänke gesetzt, die sich der Länge nach durch das Schiff zogen.

„Was gibt's jetzt noch dort drüben?“, fragte der Schultheiß, der auf alles aufpaßte.

„Da kommen noch ein paar Auswanderer, die freiwillig nach Karolina wollen und das gleiche Schiff benützen, etwa dreißig Mann. Ich bin froh über ihre starken Arme, denn ich fürchte, wir werden sie noch brauchen müssen, um den einen oder andern der Täufer hinauszutragen, der nicht mehr weiterkommt!"

Nun gab es drüben bei den Einsteigenden einen richtigen Auflauf und ein regelrechtes Geschrei.

Die Herren traten näher. Da sahen sie, wie einem alten Täufer der im Gefängnis gefaulte Rock zerriß und wie Zunder vom Leibe fiel, nur weil ihn einer der Auswanderer mit seinem Rückentorb gestreift hatte. Jetzt stand er entblößt da in seinem zerrissenen Hemd.

„So kann man den Armen doch nicht aufs Wasser lassen“, jammerte eine Frauenstimme.

Fortsetzung folgt.

Bertha[®] Züricher 70jährig

Motto: Laß dich von den Ungewittern
Dieses Lebens nicht verbittern!
Bald auf neu erstandenen Blüten
wird die Frühlingssonne zittern!

Heinrich Leuthold.

Wie oft hat sie sich nach diesen tapferen Richtlinien wieder aufgerichtet, sie, die am 20. März dieses Jahres das siebzigste Lebensjahr vollendet, unsere allbeliebte Malerin B e r t h a Z ü r i c h e r. Ein echtes Bernerkind ist sie stets gewesen und immer geblieben, mochten auch fremde Länder und Menschen sie, die rastlos Wandernde, immer wieder angezogen haben. Aber trotz aller Welttoffenheit, trotz allem Wanderblut, trotz allen lockenden Fernen, blieb sie der Stadt ihrer Väter treu und hat aus ihrer stolzen Erde stets wieder neue Schaffenskräfte gezogen und empfangen.

Bernerin ist sie in ihrem bedächtigen Wesen, in ihrem zähen Fleiß, in dem Mit-nah-la ihrer unermüdbaren Schaffenskraft, in der Verlässlichkeit ihres braven Charakters, in der Anspruchslosigkeit der äußeren Lebensbedingungen; Weltbürgerin aber ist sie in dem hohen Flug ihrer Gedanken, in ihrer Hilfsbereitschaft für alles Gute und Edle, in dem kühnen Sichhinwegsetzen über ängstliche Grenzen, in der Weiträumigkeit ihrer geistigen und seelischen Bezirke.

Es ist kein Zufall, daß sie eine zweite Heimat dort unten am Mittelmeer besitzt, wo der Horizont unbegrenzt ist und die Wellen nie eratmen. Wird ihr die Bise zu rauh in der Stadt des Herzogs von Zähringen, dann flieht sie hinunter, dahin, wo die Olivenbäume an sanftgeneigten Hängen wachsen, die

Agaven blühen und die ernsten Zypressen gegen Abend überlange Schatten werfen. Dort horstet sie in dem lieblichen Bornes, dessen Schönheit sie immer wieder mit begeistertem Binsel einfängt; die engen, steilen Gäßchen, die blumenüberspömmenen grauen Mauern, die zitternden Sonnenkringel auf den warmgeküßten Steinfliesen.

Sie gehören zu ihren schönsten und ergreifendsten Werken, die Bilder, mit der Sicht auf das tiefblaue Meer, die heimlichen Buchten mit dem silbrigen Sand des Ufers, oder jene Meeresküsten mit den jähen Felsentklippen, die sich heroisch ins Meer niederstürzen. Ich erinnere mich noch eines solchen großformatigen Gemäldes, das von kleinem engen Ausblick aus die Sicht auf das gewaltig dröhnende Meer frei gibt: Nichts als ein kleines Stückchen Strand, und die Unendlichkeit des blauen Meers. Flatterte nicht noch der duftende Schleier der badenden Rajade irgendwo, leise schwingend in den Lüften? Daß auch dem Künstler nicht jedesmal gleiches Gelingen beschieden ist, das ist selbstverständlich, ganz besonders beim schöpferischen Menschen gibt es Aufschwung und Niedergang, gleich wie Flut und Ebbe.

Aber nicht nur das Meer und die Riviera, noch viel mehr an Motiven gab ihr unser eigenes gesegnetes Vaterland: Was malte sie nicht alles in ihren Bergen zusammen! Zum ersten